

Werk

Titel: Reise nach der nordwestlichen Küste von Amerika

Autor: Dixon, George

Verlag: Weygand

Ort: Leipzig

Jahr: 1790

Kollektion: Sibirica

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN35000269X

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN35000269X>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=35000269X>

LOG Id: LOG_0006

LOG Titel: II. - Reise in das Land Bambuk im innern Afrika

LOG Typ: chapter

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

II.

Reise
in das Land Bambo
im
innern Afrika.

Aus dem Französischen.



Vorerinnerung des Uebersetzers.

Am Flusse Senegal hinauf, etwa hundert und funfzig deutsche Meilen von seiner Mündung, liegt das französische Fort St. Joseph, in einer von der Völkerschaft Galam bewohnten Gegend. Etwa fünf oder sechs Meilen unterhalb desselben fällt der Fluß Famaele von Süden her in den Senegal, nachdem er zuvor den Canonkoleß (Goldfluß) welcher östlich von demselben fließt aufgenommen hat. Zwischen diesen Flüssen, und zwischen dem 13ten und 14ten Grade der nördlichen Breite liegt die Landschaft Bambuk, welche hier beschrieben wird, wie man solche auf der vortreflichen d'Anvillischen Charte vom Lauf des Senegal und Gambia, mit den meisten, in dem hier gelieferten Aufsatz angeführten Hauptörtern und Völkerschaften, nachsehen kann.

Die Einwohner dieses Landes Bambuk gehören, wie unser Verf. selbst sagt, zu dem Volke der Mandingos, wovon Herr D. Schott im ersten Bande dieser Beiträge, S. 56. einige Nachricht ertheilt,

G. F.

Reise in das Land Bambuk.

1. Lage dieses Landes.

Das Land Bambuk liegt ostwärts von dem Lande Galam, und fängt an bey dem Dorfe Niakoleliagu, welches dem Könige Siratik-Thomane-Niakalel gehört. Gegen Norden liegt das Königreich Sarakolet; westwärts die Republik Bondu; südwärts das Land der Ghangaren; gegen Osten endlich machen die Gebürge von Lambaura die Gränze, in deren Mitte die berühmte Goldgrube Natakou liegt.

Ein gewisser Compagnon, ein Franzose, gab vor, der erste zu seyn, der bis in die Landschaft Bambuk vorgedrungen wäre. Er schiffte den Niger hinab, bis nach Pheleme (Faleme), kam sodann nach Kaimuisa und fand in der dortigen Nachbarschaft einize Eisen- und Balmey-erze. Die Republik Bondu nahm er für das Land Bambuk, und erkühnte sich ein Land zu beschreiben, das er nie betreten hatte. Er überredete seine Landesleute, daß es daselbst Goldgruben und Silberbergwerke in Menge gebe, und machte die ungereimtesten Erdichtungen davon gangbar.

So schlecht sieht es um seine Ansprüche auf die Ehre dieser Entdeckung aus. Vor ihm war
in:

indessen ein gewisser englischer Officier, Namens Chasche, auf dem Gambiakusse dahin gekommen. Allein sein Aufenthalt daselbst, der keinem Zweifel unterworfen ist, war von sehr kurzer Dauer und er hat ihn nie beschrieben. Compagnon kannte die Schwierigkeiten, womit eine Reise in dieses Land verknüpft ist, und schmeichelte sich vielleicht, daß niemand weiter vordringen würde; daher konnte er sich erdreisten, sowohl die Reisebeschreiber, als durch diese, das große Publikum mit erdichteten Erzählungen zu hintergehen.

Ohne Zweifel mußte es schwer halten, die Bambufaner, die ruhigen Bewohner eines reichen Bezirks, die keines Menschen bedurften, und in ihren Gebirgen unermessliche Schätze besaßen, dahin zu bringen, daß sie die Weissen unter sich aufnahmen. Sie wußten, daß die Weissen verschlagene, kühne, unternehmende Kaufleute sind. Unsere Waaren lockten sie nicht sehr; gegen ihr Gold konnten sie die Waaren der Marabus von Sughuru und der Ghangarischen Kaufleute eintauschen. Den Weissen ließen sie nichts zufließen, weil sie von jeher den Verdacht gegen sie hegten, daß sie ein Auge auf ihre Bergwerke hätten.

Es war also nichts leichtes, dieses Mißtrauen zu überwinden, und man würde es sicherlich nicht dahin gebracht haben, wenn die Bambufaner, die eines tiefen Friedens gewohnt waren,

ren, nicht mit den Kaffonen in Zwist gerathen wären. Diese machten jährliche Streifereyen in ihr Gebiet, und nöthigten sie, sich in die felsigten Gebirgsgegenden zu flüchten, um ihr Leben zu retten.

Ein Franzose, Namens le Bens, benutzte diese Lage der Sachen. Er erbot sich, dem Könige von Farbana, Thomane-Niakalel, eine Festung anlegen zu lassen, die ihn gegen die Ueberfälle der Kaffonen schützen würde. Man schloß den Traktat deshalb zu Salam, und es währte nicht lange, so reiste Herr von Suasse nach Farbana, um daselbst eine Festung zu bauen.

Herr le Bens ließ diese Gelegenheit nicht vorbeystreichen. Er begab sich selbst in das Gebiet des Königs Thomane-Niakalel, steckte den Platz zur Festung ab, und ward von den Eingebornen so gut aufgenommen, daß er seine Reise bis Samarinaluta, der Residenz des Sira-tik-Makan fortsetzte. Er hatte die Absicht auch diesen Fürsten zu bewegen, daß er uns eine Niederlassung in seinen Landen erlaubte; allein Herr le Bens konnte für diesmal mit einem so misstrauischen, und gegen die Weißen eingenommenen Manne nichts austrichten. Er mußte eine günstige Gelegenheit abwarten, wie die gewesen war, welche den König Thomane-Niakalel zu einem Entschluß gebracht, und diese fand sich bald. Die Kaffonen wagten einen neuen Ueberfall;

fall; sie plünderten und versengten alles in dem Gebiete des Siratik-Makan, und brachten über ihn und seine Leute eine fürchterliche Hungersnoth. Dem Seratik-Thomane wäre es nicht besser gegangen, wenn das Geschütz zu Forbana den Kaffonen nicht einen Schrecken eingejagt hätte. Makan beschloß jetzt, freylich etwas spät, die Weißen zu sich zu rufen. Er sandte seine eigenen Kinder nach Galam, um sich Hülfe zu erbitten. Nichts hatte man eifriger gewünscht. Herr Panyen mußte sich zu diesem Könige hingeben, und Freundschaft mit ihm stiften. Er machte verschiedene Reisen nach Samarinakuta, und nach der Goldgrube Natakon, die er zuerst gesehen hat. Er war es auch, der den Siratik-Makan beredete, daselbst einige Strohhütten errichten zu lassen, die wir bey unserer Ankunft vorfanden.

Beinah alle Geographen verwechseln das Land Bambuß mit der Republik Bondu, und machen aus beiden nur eines. Sie können sich damit entschuldigen, daß sie nie da gewesen sind; aber womit mag wohl der unverschämte Compagnon, der daselbst gewohnt zu haben, und durch Phalemo dahin gedrungen zu seyn vorgiebt, seinen Irthum oder seine Vorspiegelungen rechtfertigen? Wie konnte man zwey so ganz verschiedene Sprachen verwechseln; ein dürres, trocknes Land, mit einem andern, wo das Stroh sechs Schuh hoch, über einen Reuter und sein Pferd hin-

-hinaustragt; eine Republik mit einem Königreich, ein beinahe rothes Volk mit den Bambarakern, den schönsten Schwarzen, die man sehen kann? Doch ich habe genug gesagt, um das Publikum zu warnen, und der Erfolg meiner Beschreibung wird hoffentlich das übrige thun.

Ich wünsche auch den Mineralogen den unvortheilhaftesten Eindruck zu benehmen, den die Lectüre gewisser Reisebeschreibungen, zurückgelassen haben könnte. Denn jenes Land, welches man so unrichtig beschrieben hat, wäre es auch noch so reich an Golde und an anderen Metallen, bliebe stets ein elendes Land, wenn es wahr wäre, was man von ihm, auf das Wort des Betrügers Compagnon vorgiebt, daß es an den ersten Lebensbedürfnissen Mangel leidet; und wenn vor allen Dingen eine solche Dürre daselbst herrschte, daß noch außer dem Wassermangel, nicht Stroh genug zu finden wäre, um die Wohnungen damit zu decken.

Ich liefere diesen Aufsatz nicht aus Schreiblust, sondern weil es mir am Herzen liegt, allgemeine angenommene Irrthümer zu vernichten, und durch einen zuverlässigen Bericht der Regierung den glücklichen Erfolg künftiger Unternehmungen zuzusichern.

2. Eintheilung des Landes Bambuf in drey Königreiche. Macht der Fürsten das selbst, und ihre Wahl.

Drey Königreiche, wovon jedes seinen eigenen Regerkönig, oder in der Mandingosprache Siratif hat, machen die Landschaft Bambuf aus. Man pflegt diese Königreiche nur nach dem Namen des regierenden Regers zu benennen. So heißt das Königreich des Siratif Thomane, Nisfalel, das Königreich Nisfalel zu Farbana. Das Königreich des Siratif. Makan, heißt Samaria na Makan; und das Reich des Mussa, Nambia: Mussa.

Unter dem Könige Thomane sind die vorzüglichsten Dörfer: Farbana, wo er sich aufhält; Nisfalel: Jagu, Fenore, Geratugune, Molintaghet, und Semaylla, woselbst eine Goldgrube befindlich ist. Die beiden Gränzörter dieses Königreichs sind auf der einen Seite Nisfalel, und auf der andern Ghetata.

Von dem Marigo bis nach Kolomba ist das Land unbebaut, ob es gleich von unzähligen Quellen getränkt wird. Wahrscheinlich sind entweder die daselbst häufigen Eisengruben, oder aber die große Anzahl der Kob- Antilopen schuld daran, daß man diese Gegend nicht baut. Diese Thiere, welche das ganze Land verheeren, würde man nur mit großer Mühe ausrotten können.

Das Reich Makan ist nicht so groß als das vorige, aber die Bevölkerung ist daselbst stärker und der Anbau wird ungleich weiter getrieben. Es treffen eine Menge fremder Kaufleute, um das Gold der Grube Natakon einzutauschen; und dieser Handel bereichert das Land.

Es erstreckt sich von dem Dorfe Ghetata bis jenseits der Gebirge Lambaura, deren Kette nordnordostwärts von Samarina, bey dem Dorfe Sirela beginnt, und bey dem Dorfe Rakulu aufhört. Die Natur scheint hier mit Wohlgefallen an der Bildung eines prächtigen Thals in diesem Gebirgskamphitheater gearbeitet zu haben. Man findet daselbst eine Menge sehr schöner ansehnlicher Bäche, die man hier zu Lande Marigots nennt; und das Erdreich ist überaus fruchtbar, wiewohl die Neger nur genau so viel bauen, als zu ihrem Unterhalte nöthig ist, ohne sich um die Zukunft zu kümmern. Diese Gegend ist sehr volkreich; die vornehmsten Dörfer heißen: Natakü, Samarina, Samarinakuta, Sireta, Dayaba, Ghingulu, Yafera, Koba, Rakulu, Kufujan und Sitagoret.

Das Königreich des Siratik Mussa hat hingegen nur zwey beträchtliche Dörfer, nämlich: Lambia und Kombadirie. Diese beiden Dörfer besitzen eine Goldgrube, allein die Einwohner verkaufen das Gold nur gegen verarbeitetes Silber, z. B. Armspangen und Ketten an
die

die Füße; oder sie nehmen dafür Baumwollentücher, die ihnen die Kaufleute aus Bondu in Menge zuführen. Die Bonduer dürfen jedoch diese Reise nicht anders als in ganzen Karavannen thun, weil jene Neaern so böskartig sind, daß sie ohne diese Vorsicht Gefahr liefen, von ihnen ausgeplündert zu werden.

Die Dörfer sind durchgehends sehr volkreich; es wimmelt darin von Weibern und Kindern; allein ich zweifle doch, ob in allen drey Königreichen zusammen genommen dreystausend streitbare Männer gefunden werden könnten.

Die Berichte anderer Reisenden ließen mich vermuthen, daß ich bey den hiesigen Fürsten alles was großer Reichthum mit sich zu bringen pflegt, antreffen würde; allein ich fand ganz das Gegentheil, ein Bild der äußersten Simplicität. Sie sind Könige, und mit diesem Titel ist die Obliegenheit verknüpft, sich des Handels gänzlich zu enthalten. Kaum mögen sich ihre Kinder zur Urbarmachung des Erdreichs herablassen; und da sie nicht reich genug sind, um Mithlinge dazu zu gebrauchen, so säen und erndten sie nur wenig. Ihre Weiber gehen nicht an die Goldwäsche; dies wäre unter der Würde des Gemahls. Allein hier zu Lande ist man nur alsdenn reich und wohlhabend, wenn man taatäglich mit anhaltendem Fleisse das Gold aus dem Erdreich wäscht. Daher kommt es, daß die Fürsten hier weit ärmer als ihre Unterthanen sind.

Ich mache diese Erfahrung sehr zu meinem Mißbehagen, als ich mich eine Zeitlang zu Samarinafuta aufhalten wollte. Vier Söhne des Siratik, Makan, auf deren Beyhülfe und Unterstützung ich sehr gerechnet hatte, begleiteten mich. Ich machte mich auf den Weg nach Fenore und Kufujan, weil sie mir zu verstehen gegeben hatten, daß diese Dörfer unter ihrem Vater stünden, und daß ich dort Lebensmittel im Ueberfluß für meine Neger finden würde. Allein ich wäre mit den Prinzen Hungers gestorben, wenn ich den Vorstehern der Dorfschaften nicht einige Waaren dargeboten hätte, die sie noch nicht hatten. Die Gastfreyheit wird zwar sonst von diesem Volke sehr sorgfältig ausgeübt; allein jezt waren sie aus Geiz eben so strenge gegen die Söhne ihres Königs, als gegen uns, in der Absicht uns einige Geschenke abzundthigen.

Ich schmeichelte mir mit einer besseren Aufnahme im Dorfe Samarina; allein der Erfolg bewies wieder, daß ich mich geirrt hatte. Der arme König kam beinahe ganz nackt zum Vorschein, und schämte sich nicht zu bekennen, daß er nicht einmal im Stande sey, uns ein junges Ziegenböckchen vorzusetzen; doch ließ er uns sagen, er wollte den Einwohnern, die etwa Lebensmittel zu verkaufen hätten, ankündigen lassen, daß sie herkommen und mit uns handeln möchten. Bald darauf brachte man uns einen großen Vorrath, und da ich zum Glück mit gangbarer

barer Waare versehen war, erhielt ich eine Mahlzeit um einen sehr billigen Preis.

Mittlerweile konnten meine Augen sich nicht satt sehen an einer so schönen und so herrlich getränkten Ebene, auf der es von unzähligem Hornvieh wimmelte. Das Vorurtheil wirkte jedoch im ersten Augenblick lebhaft genug in mir, um mich einigen Verdruß darüber empfinden zu lassen, daß alle diese Heerden dem Könige nicht gehörten, daß er vielmehr der einzige sey, der keinen Theil daran habe, und daß es nicht in seiner Macht stünde, seine Unterthanen zu zwingen, auch nur ein Huhn wider ihren Willen zu verkaufen. Es kostete mich Mühe, mich von diesem allen zu überzeugen, allein eine Erfahrung von zwey und zwanzig Monaten hat mich endlich eines bessern belehrt. Während dieser ganzen Zeit hat es sich nicht ein einzigesmal ereignet, daß ich, ich will nicht sagen, um Gold, oder um einen Ochsen, sondern nur um ein Huhn gehandelt hätte, das des Königs oder seiner Kinder Eigenthum gewesen wäre; dahingegen diese Personen sich nicht scheuten, ohne mein Wissen zu meinen Bedienten zu gehen, und mit ihnen die Ueberbleibsel von unserer Tafel zu verzehren.

Da diese Fürsten sich in so geringen Umständen befinden, so sind sie den Fremden sehr überläßig. Immer muß man ihnen geben, oder gewärtigen, daß sie alle Gemeinschaft mit uns abbrechen. Der König hat wenigstens Macht
genug

genug zu Schaden, und würde sie in solchem Fall ausüben. Er kann nämlich den Handel verbieten, so bald man ihm das geringste abschlägt. Man hat die Gewalt nicht in Händen, und ist folglich das Opfer der Habsucht des Fürsten. Schließt man auch Verträge mit ihnen, so fehlt es ihnen nie an einem Vorwand sie zu brechen; und je öfter man sich genöthigt sieht, ihnen bey solchen Veranlassungen ein Geschenk zu machen, desto zudringlicher werden sie in der Folge, weil sie merken, daß sie jederzeit die Oberhand behalten.

Gleichwohl ist die Macht dieser Beherrscher sehr gering, und man merkt es sonst kaum, daß sie Könige sind. Ihre Vorrechte, die sie vor ihren Untergebenen voraus haben, sind nur hauptsächlich die Vorrechte des höheren Alters, welches bey den Negern in hohem Ansehen steht. Um den Kopf tragen sie einen Strick, und um den Hals einen eisernen Ring, und diese anderwärts schimpflichen Abzeichen gelten bey diesen Völkern als Symbole der Macht, die dem Fürsten zu kommt, Gefangene zu machen. Hingegen darf kein König es wagen, von seinen Unterthanen die mindeste Abgabe zu fordern. Alle öffentlichen Angelegenheiten werden der Rathsversammlung vorgelegt; und zwar versammeln sich alle Männer, jung und alt ohne Unterschied, an einem Orte, den sie Bentaba nennen. Hier hören sie aufmerksam an, was der König vorzutragen

tragen hat, und berathschlagen sodann darüber. Die Stimme des Königs gilt nicht mehr als jede andere; er bittet, und gebietet nicht; er darf seinen fremden Nachbarn keinen Gesandten schicken, ohne die Einwilligung seiner Unterthanen einzuholen; und der Gesandte spricht im Namen der Untergebenen und des Königs 1).

Wenn er einen Vorsteher oder ein Oberhaupt eines Dorfs absetzen will, versammelt er die Einwohner des seinigens und führt Klage gegen ihn. Hat er Freunde, so setzt er seine Sache durch. Ist aber der Angeklagte wohlhabend, kann er einen Ochsen schlachten lassen, so siegt er mit leichter Mühe über den Regenten.

Das Landeigenthum ist hier nicht theuer. Ein jeder nimmt so viel er bedarf, um sich, seine Weiber und Kinder zu ernähren. Der Wohlstand

1) Wer diese Verfassung republikanisch nannte, würde doch schwerlich mehr irren, als man irrt, wenn man Venedig und Holland zu den Republiken zählt, ob sie gleich Oberhäupter, jenen einen König, diese einen Stadthalter, haben. Da wir seit vielen Jahrhunderten gewohnt sind, mit dem Königstitel den Begriff eines Menschen zu verbinden, dessen Gewalt die Rechte der Menge beeinträchtigt, (und diese Definition paßt auf die besten Könige,) so klingt es allerdings etwas seltsam, wenn man hier einen armen alten Neger, einen König nennen hört, ob er gleich nichts mehr als der erste Polizeydiener seiner Mitbürger ist. Wohl dem Menschengeschlechte, wenn es einst würdig werden sollte, keine andere Könige zu haben! F.

stand steht auch hier mit der Arbeitsamkeit im Verhältniß. Der König ist eben darum nicht der reichste, weil seine Würde ihn an der Arbeit hindert. Seine Unterthanen kann er nicht zwingen für ihn zu arbeiten; seine Kinder sind seine einzigen Gehälfen; mithin säet und erndtet er nur wenig Hirse, (Shertas 2), Reis und andere Produkte, welche seine Unterthanen in Ueberfluß bauen. Es läßt sich leicht berechnen, wie reich ein Fürst seyn könne, der sich des Handels in seinem Lande nicht zu seinem Vorthheil bedienen darf. der nicht das Recht hat, eine Auflage oder Steuer zu erheben, und sich genöthigt sieht, seine eigenen Grundstücke selbst zu bauen.

Die beiden andern Könige sind weder reicher noch mächtiger als der König Nakan. Bey Thomane weiß man nichts vom Handel, und er hat kein Vieh, von welcher Art es auch sey, das er verkaufen könnte. Um Lebensmittel zu bekommen, wendet man sich an die Republik Boudu, woselbst das Hornvieh sehr zahlreich ist. Die dortigen Einwohner ziehen Baumwolle, wovon sie schöne Tücher wirken. Sie wissen solche mit bloßem Indigo, welcher bey ihnen wild wächst, schwarz zu färben. Sie verkaufen diese Tücher ungefähr ein Quentchen Gold das Stück. Sie bestehen aus sieben Bahnen, jede viertelhalb Ellen lang, und einen halben Schuh breit.

Ohne

2) Eine Art Erbsen oder Hülsenfrucht, welche muthmaßlich in das linnäische Geschlecht *Glycina* gehört.

Ohne Zweifel wird man sich wundern, daß diese ohnmächtigen Fürsten es dennoch in ihrer Macht haben, den Weissen zu schaden, und von ihnen wiederholte Geschenke zu erzwingen, ohne daß es möglich ist, ihren überlästigen Forderungen zu entgehen. Allein sie fordern Geschenke, weil sie sich damit diejenigen Unterthanen, deren sie am meisten bedürfen, zu Freunden machen können, und hierin liegt der Grund, weshalb die Unterthanen es ihrem Vortheil gemäß halten sich auf den ersten Wink des Fürsten gegen die Weissen zu erklären. Dieser weis aber aus Erfahrung, daß wir uns jederzeit bereitwillig finden lassen, um des Handels willen die Beylegung des Streits zu erkaufen, und trägt folglich kein Bedenken, bey der ersten abschlägigen Antwort, den Handel zu unterbrechen. Man sieht also wohl, daß es nur bey diesen Fürsten steht, den Weissen Abbruch zu thun, wiewohl sie von der andern Seite nicht im Stande sind, ihnen einige Vortheile zu verschaffen.

Diese kleinen Königreiche sind erblich, und der Sohn folgt gemeinhin seinem Vater in der Würde, wenn er sich nämlich die Freundschaft der Vornehmsten im Lande zu erhalten weis, die ihn sonst unter dem Vorwande der Unfähigkeit aus eigner Macht ausschliessen, und einen andern an seine Stelle wählen könnten. Die Häupter der Dorfschaften sind die Wahlherren; sie versammeln sich und berathschlagen mit einander,

ander, wem die Zeichen der Königswürde zu Theil werden sollen.

Das hohe Alter hat bey diesen Völkerschaften die gültigsten Ansprüche; auf Reichthum nehmen sie keine besondere Rücksicht, und wählen lieber einen Armen als einen Reichen, weil sie mit Recht befürchten, daß ein reicher Neuger an ihrer Spitze ihnen zu mächtig werden möchte.

Ein jedes Dorf hat sein besonderes Oberhaupt, dem die andern gehorchen. Dieses Oberhaupt wird Farin, das ist, Meister, genannt. Die Dorfbewohner ernennen ihn, und der König bestätigt ihn; doch ist diese Bestätigung eine leere Ceremonie; denn so lange sie von dem Volke nichts fordern, sind sie des Besizes ihrer Würde sicher, dem Fürsten sogar zum Troß. Sie können zwar keine Geschenke verlangen, aber sie geben auch keine, nicht einmal dem Könige, unter dessen Oberherrschaft sie gehören.

Diesen Oberhäuptern, die so wenig Autorität haben, begegnet indessen das Volk mit sehr viel Ehrerbietung und Unterwürfigkeit. Der Meister des Dorfs bestimmt die Bedingungen des Handels mit den fremden Kaufleuten; das Volk verläßt sich auf ihn, und begnügt sich gewöhnlich mit den Waaren, die er ihm für seine Lebensmittel verschafft. Es geht zwar ohne einigen geheimen Vortheil für diesen Unterhändler nicht ab, je nachdem er die Preise der Lebensmittel

mittel und des Viehes bestimmt; allein ein Meister, der wohlfeilere Preise als sein Nachbar machte, würde bald seinen Credit verlieren; daher pflegt gemeinlich der Preis in einem Dorfe wie im andern zu seyn.

Der öffentliche Versammlungsort, Bentasba, ist ein mit Pfählen umzäunter Platz auf öffentlichen Markte, mit einem Strohdach versehen. Hier werden alle Geschäfte verhandelt und abgethan. Wer hier von dem Volke verurtheilt wird, muß sich entweder seinem Ausspruch fügen, oder sich in ein anderes Dorf begeben.

Weder der König noch die Farins haben über die Goldgruben zu gebieten, was auch die Schriftsteller davon sagen. Auch ist es ungesündet, daß man nur eine Zeitlang in den Gruben arbeitet, und daß die Farins das Volk zu dem Ende durch den Laut eines Horns zusammen berufen. Dieses Vorrecht dürfen sie sich nur alsdann bedienen wenn ein Feind sich ihnen nähert. Es ist ferner irrig, daß die Neger ihr gesammeltes Gold in einen gemeinschaftlichen Vorrath zusammenbringen, der hernach in gleiche Theile getheilt wird.

Im Gegentheil; man arbeitet in den Goldgruben neun Monate lang im Jahr, bis die Regenzeit eintritt. Die Neger kommen von allen Gegenden hinzu; sogar die Einwohner von Sambaghelape und Burbajoattof; ja, wenn
man

man nur ein Neger ist, so hat man schon das Recht in der Grube zu arbeiten.

Wer im Waschen der geschickteste ist, gewinnt das meiste Gold. Es ist so wenig an dem, daß jeder sein Gold zu der gemeinschaftlichen Masse legen müsse, daß vielmehr ein jeder das Wenige, was er eben gewaschen hat, sogleich aus der Hand verkauft. In Zeit von fünf Monaten habe ich selbst wenigstens sieben Mark Goldes zu Samarinafuta in sehr geringen Portionen eingetauscht. Dies ist denn doch etwas zuverlässiger als die Behauptungen der Reisebeschreiber.

3. Bergwerke von Bambuf.

Die Landschaft Bambuf ist eigentlich ein Gemisch von Gold-, Silber- und Eisenbergwerken, oder noch besser, ein höchst kostbares Kleinod, wovon die Eingebornen theils aus großer Unwissenheit, theils wegen des unter ihnen gangbaren Aberglaubens keinen rechten Gebrauch machen. Sie sind steif und fest der Meinung, daß wer ein Bergwerk entdeckt, unfehlbar sterben müsse, wenn er nicht innerhalb acht Tagen dem Golde, welches sie für einen großen Zauberer halten, eine schwarze Kuh opfern kann. Die guten Leute! Sie wissen freylich nicht, wie un-

be-

bezweifelt groß diese Zauberkrast des Goldes ist, die sie da ohne weitem Grund annehmen.

Die Gebirge von Lambaura enthalten sicherlich einige Gold und Silbererze, und meistes Erachtens liegt der vorzüglichste Erzpunkt in der Mitte dieser Gebirge. Was bey den Schwarzen Erz heißt, ist weiter nichts als eine Ergießung der Goldschwefel aus dem Gebirge, welches in Gestalt eines halben Mondes alle die Gruben umschließt 3). Drey von diesen Gruben habe ich besucht; bis zu der vierten konnte ich wegen der Wildheit und Feindseligkeit der dortigen Einwohner nicht vordringen. Sie dulden kaum noch die Kaufleute von ihrer eigenen Farbe.

Die erste und beträchtlichste Goldgrube ist die Natakon, fünfviertel Stunden Samarinafuta. Sie liegt auf einem etwa dreyhundert Fuß hohen Hügel, der tausend bis zwölfhundert Schritte im Umfange hat. Sein Gipfel ist rund und einer Kuppel ähnlich. Dieser Hügel, der mit Gold angefüllt ist, liegt beinah in der Mitte einer sieben Stunden weiten Ebene. Rechts liegen die Berge von Lambaura, ohngefähr drey Stunden weit, und links in einer Entfernung von vier Stunden, indem sie sich wie ein halber Mond um diese Grube ziehen. Diese Berge sind

3) Was der Verfasser mit seinem halb alchimistischen Goldschwefel, eigentlich versteht, ist wohl nicht leicht zu errathen. §.

sind sehr hoch und ganz kahl; ihre Kette läßt nur einen Zugang zu der Grube offen, nämlich auf der Seite, wo der halbe Mond sich öfnet. Ohngeachtet des öden Ansehens dieser Gebirge, die selbst gold- und silberhaltig sind, strömt doch frisches Wasser in vielen nie versiegenden Bächen von ihren Gipfeln herab, und benetzt und befruchtet die schöne Ebene. Hier ist das Erdreich schwarz, fett, bringt Hirse, türkisches Korn, Reis, Pistaschen und Erbsen in Menge hervor. Die meisten Bäche, oder Marigots, ergießen sich aus der ersten Ebene in eine zweite, welche außerhalb des halbmondförmigen Bezirks der Gebirge von Lambaura, vor ihrer Oefnung liegt, und beschenken sie mit gleicher Fruchtbarkeit wie die innere. Diese äußere Ebene ist über zwanzig Stunden breit. Die Bäche oder Marigots schwimmen in ihrem Bett einen sehr goldreichen Schmirgel in ungewöhnlicher Menge mit sich fort. Ich habe ihn überall mit der größten Aufmerksamkeit betrachtet. Wie reich die Golderze in diesem Bezirke seyn müssen, läßt sich leicht daraus schließen.

Am Fuße des kleinen Hügels, welcher die berühmte Goldgrube Natakon in sich faßt, rinnt einer von diesen Bächen (Marigots), wo die Negger ihre Goldwäsche angelegt haben. Der ganze Hügel ist mit Bäumen von mancherley verschiedenen Gattungen, und bisweilen von ungeheurer Größe bedeckt. Zur Regenzeit wachsen hier

Pfla

Pflanzen und Grashalme von zehn oder zwölf Fuß in der Höhe. Nirgends erblickt man auf dem ganzen Hügel einen Felsen; allein das Erdreich ist ganz mit kleinen Kugeln von Eisenerz bedeckt, die gegen die Gipfel hin immer häufiger werden. Ueberall am sanften Abhange des Hügel's wühlen die Neger hinein, und machen Löcher wie Schächte, dicht neben einander. Es giebt wohl zwölf bis funfzehnhundert dergleichen Schürfe, die mehrentheils zwanzig bis fünf und zwanzig Fuß tief sind. Ihre Oefnung mag etwa zehn oder zwölf Fuß im Umkreise halten; sie sind aber weder gemauert, noch mit Stempeln gestützt. Die Neger graben sie in einer gelinde abwärts gehenden Richtung, und machen Stufen die ohngefähr einen halben Schuh lang sind, im Liegenden, wo es ihnen das Hinabsteigen am bequemsten wird. Auf diesen Treppen begeben sie sich in die Tiefe ihres Schachts, und bringen das daselbst befindliche Erdreich in Körben von Palmblättern herauf, welche sie behutsam auf dem Kopfe tragen. Die Schächte haben mehr oder weniger Leufe, je nachdem die Wände länger stehen bleiben, ohne einzustürzen. Da die Neger vom Grubenbau, und den Vorkehrungen den Einsturz zu verhüten, schlechterdings nichts wissen, und nicht einmal ein Gewinde haben, um das Erdreich fortzuschaffen, so wird der Schacht sehr oft zugleich ihr Grab. Mehrentheils müssen sie ihn in geringer Leufe verlassen, und

und an einer andern Stelle einen neuen abteufen; doch jederzeit am Abhang des Hügels. Oft bedienen sie sich, statt der vorerwähnten Stufen, einer kurzen Leiter, wozu sie eine Art Rohr nehmen, welches aber inwendig nicht hohl ist. Die Quercrhölzer sind an die Seitenstangen vermittelst etwas Bast von einem Baume befestigt, fast auf die Art, wie man sich dessen in Picardie bedient, um Brunnenleitern für Paris zu verfertigen. Die längsten Leitern sind indessen, nicht über acht oder zehn Fuß lang; folglich können auch die Schachte, die man mit Hülfe derselben ausgräbt, nicht sehr tief seyn.

Das Erdreich und Gerülle, welches die Neger zuerst aus ihrem Schurf erhalten, waschen sie an dem Bach in Kürbisflaschen, und werfen alles Grobe weg, welches nur Eisenerz in Körnern, oder magnetisches Eisenerz oder Schmirgel ist. Im Boden des Gefäßes bleibt ihnen alsdann ein ganz feiner Schmirgelstaub, mit einem eben so feinen Goldstaub bedeckt, welchen die Weiber, denen das Geschäft der Wäsche obliegt, nur mit großer Mühe davon bringen können. Diese saure Arbeit kostet viele Zeit, und sie können täglich nur eine sehr geringe Quantität an Gold rein ausscheiden. Der Vortheil würde unermesslich seyn, wenn man dabey nach den Regeln der Kunst zu Werke gieng.

Je weiter sie ihren Schacht abteufen, desto mehr Schmirgel und Gold bleibt ihnen in den Kür-

Kürbißflaschen bey der Scheidung zurück. Der ganze Schacht von oben bis unten besteht aus einer sehr klebrichten Lettenart, welche Lagerweise zu liegen scheint, und mit verschiedenen Farben marmorirt ist, die in jedem Schacht ein anders Gemisch haben. In diesem Letten steckt der Schmirgel, das Gold, der magnetische Eisenstein, das Bohnenerz, und zuweilen derber Schmirgel, den man auch in Klumpen am Ufer der Bäche antrifft, der aber arm an Golde ist.

Ich bin sehr langsam in diese Schürfe hinab gestiegen, und habe mich daselbst auf das sorgfältigste umgesehen, ohne jemals einen edlen Gang zu entdecken. Mit Hülfe einiger Hacken und Spaten, die ich zu dem Ende mitgenommen hatte, fand ich nur Stücke von kristallinischen Marmor, welche zarte Nadelchen und Blättchen von Gold enthielten, Schmirgelstücke mit Gold angeflogen, und ein Stück gemischter Lufurstein. Dies, zusammengenommen mit der Menge des Goldes und Schmirgels, die im Verhältniß der Teufe immer häufiger werden, ließ mich mathematisch machen, daß hier die Erzgänge nicht weit entfernt seyn könnten, und daß das Bergwerk außerordentlich reich seyn müsse, weil schon die bloße Ergießung der Schwefel überall Gold erzeugt, je nachdem der Letten mehr oder weniger geschickt ist die Dämpfe bey sich zu behalten, zu verdichten und zu verkörpern; oder auch je nach-

dem sie dem Mittelpunkt oder Heerd (foyer) des Bergwerks näher bleiben.

Diese Letten müssen ohne Zweifel als Kühlhelme angesehen werden, welche den schwefelichten und guldischen Dämpfen die Ausdünstung an der Oberfläche der Erde verweigern, wo sie kräftig genug seyn würden, um die stärksten Bäume zu tödten, und ihre Fortpflanzung zu verhindern 4).

Außer diesem Schutz, den der Letten den Bäumen und Pflanzen über Tage, gegen die aufsteigenden Dämpfe gewährt, ist er auch hirrend, da er überall wenigstens zwanzig Schuh tief geht, nach der Regenzeit mehrere Wasserbehältnisse in sich zu fassen, aus denen die wohlthätige Feuchtigkeit sich allmählig nach der Oberfläche verbreitet, und auf dem ganzen Hügel die Pflanzen frisch und grün erhält.

Ich setzte meine Untersuchungen hier noch fort, und fand ein Stückchen Gold, welches sehr fest an einem Stück derben Schmirgel auffaß. Daraus schloß ich, daß die Mutter des Goldes in

4) Wenn es hier in der That solche Dämpfe giebt, wie der Verfasser doch bloß zu muthmaßen, nicht nach Thatfachen anzunehmen scheint, so ließe sich diese vermeintliche Schädlichkeit derselben noch bezweifeln. In Lanno, im Südmeere, steigen Schwefeldämpfe aus dem Erdreich an gewissen Stellen, wo gleichwohl die umstehenden Bäume keine Spur von Beschädigung zeigen. S. Forsters Reise um die Welt. 2. Theil. 4. 1779. F.

diesem herrlichen Bergwerk vielleicht der Schmirgel, in einem Marmorgange seyn könnte.

Diese Bemerkung wäre überaus wichtig, wenn man Stollen in den Hügel treiben wollte, welche drehhundert Fuß tief (unter dem Gipfel) angelegt werden könnten, ohne daß man Wasser zu besorgen hätte. Hier könnte man alsdenn den Schutt bequem auf Karren laden, und mit der Ausbeute der Wäsche die Kosten des Baues falls er zweckmäßig betrieben würde, hundertfach ersetzt bekommen 5).

4. Bergwerk von Nambia.

Die Goldgrube zu Matafon ist nicht die einzige, welche das Land Bambuf bereichert. Die Ghanarischen Kaufleute, welche jährlich nach Gambia reisen, erhandeln sehr viel Gold aus dem Bergwerk von Nambia, jenseits der Gebirge von Lambaura. Die Neger halten dieses Gold sehr hoch, und ziehen es dem von Matafon vor, ob es gleich blasser ist, weil es sich leichter verbindet, und besser hämmern läßt. Indessen wird dieses Bergwerk nicht so sehr als die beiden andern besucht; indem die fremden Kaufleute von

§ 2

den

5) Das Quecksilber würde hier vermuthlich mit außerordentlichem Vortheil angewendet werden können. §.

den Eingebornen die ärgste Mishandlung erdulden müssen, und Gefahr laufen würden, ihr Leben einzubüßen, wenn sie sich anders als in ganzen Karavanen dorthin wagten.

Die Könige der diesseitigen Gegenden haben mich jederzeit von der Reise nach Nambia zurückgehalten, aus Besorgniß, daß jene Glenden mich ermorden möchten 6). Wenigstens lauteten die Vorstellungen so, die mir die Sirastiks Makan und Thomane machten, so oft ich sie durch Geschenke bewegen wollte, mich durch ihre Söhne dorthin geleiten zu lassen. Ich konnte sie durch keine Anerbietungen dazu bewegen, und mußte endlich einsehen, daß es unmöglich seyn würde, über dieses Bergwerk etwas zuverlässiges zu erfahren, so lange man nicht mit gewaffneter Hand hinkommen könnte. Wenn man indessen den Berichten der einländischen Kaufleute Glauben beimessen darf, so ist das dortige Bergwerk eben so reichhaltig als jenes von Natakon. Nach ihrer Erzählung hat es über vierhundert Fuß im Umfange. Der Bach ist am Fuß des Berges, und die Kaufleute versichern, daß die Ausbeute ansehnlich seyn würde, wenn man Erlaubniß hätte den dortigen Bergbau fortzuführen, und die Eingebornen ein wenig gefälliger wären. So viel ist gewiß, daß die Mauren (Mohren) die von Arguin kommen, und auch nach

6) Vielleicht auch nur aus Furcht, daß ihnen dadurch einige Geschenke entgehen möchten. F.

nach Bambuf handeln, öfter Nambia als Natafon besuchen, es sey nun, daß das dortige Gold ihnen besser scheint, oder, daß sie ihr Salz dort theurer verkaufen können.

5. Bergwerke von Semaylla.

Das dritte mir bekannte Bergwerk liegt am Dorfe Semaylla, im Gebiet des Thomane, vier Stunden von Farbana. Der Berg ist über vierhundert Fuß hoch, vom sanftem Gehänge, mit rostfarbigem Schmirgel, mit rothem Marmor, bedeckt. Die Neger haben viel Mühe diesen Marmor klein zu pochen, um die Erze, welche zur Wäsche taugen, herauscheiden zu können, und auch mir schien dieses Bergwerk schwer zu betreiben. Das Gold befindet sich daselbst durchgehends in Eisenschmirgel eingesprengt, und scheint minder schön als das zu Natafon zu seyn. Am Fuß des Berges läuft ein Marigot (Bach) der uns von den Lambaura Gebirgen herab zu kommen schien, und einen goldreichen Schmirgel führt. Wir ließen einige Weiber hier nach Landesart die Wäsche verrichten. Sie benchmen sich dabey auf folgende Art: Erst gruben sie im Flußbett eine Vertiefung unter dem Wasser, vermittelst eines Instruments, welches sie Ghialot nennen. Vermuthlich erleichterte es ihnen die

Fort,

Fortschaffung des groben Schuttes den sie mit ihren Kürbissflaschen schöpften. Im Letten waren viele kleine röthliche Steinchen eingemischt, welche man mit Hülfe des Wassers heraus schied. Nach dieser Wäsche blieb der Schmirgel mit einem sehr zarten Goldstaube im Boden der Flaschen zurück. Dieses Gold von dem Schmirgel zu waschen, kostet den Weibern sehr viel Mühe. Von dem Schmirgel habe ich vier Pfund und einige Unzen mitgebracht.

Ich bin mit diesen Gegenständen zu wenig bekannt, um die Reichhaltigkeit dieses Bergwerks genau zu bestimmen. Nach meiner Vermuthung glaube ich nicht, daß es so reich wie die Grube zu Natakon ist.

Die Neger fingen an, wegen des Endzwecks meiner Reise in diese Gegend so viel Verdacht zu schöpfen, daß ich mir die Besichtigung des Bergwerks zu Kombadirire, woselbst ebenfalls täglich gearbeitet wird, versagen mußte. Auch hier ist der baumwürdige Ort ein Hügel, dessen Letten eben so vielfärbig und übrigens von gleicher Beschaffenheit seyn sollen, wie die zu Natakon.

Dies ist nun die Nachricht, die ich von den vier berühmten Bergwerken des Landes Bambuk mitzutheilen vermag. Berühmt nenne ich sie, weil sie die einzigen sind, wo die Neger Gold waschen. Allein ohne Zweifel giebt es deren noch mehrere, weil man zu Ghingulu, zu Koba und

und zu Samarina in den Bächen einen Goldschmirgel antrifft. Dieser Schmirgel kann nur von den Lambauragebirgen herkommen, von denen die Bäche herabfließen; mithin ist auch die Folgerung gegründet, daß in den Gebirgen von Lambaura ebenfalls Golderze vorhanden seyn müssen.

Im Lande Bambuk giebt es vielerley Eisenerze in solcher Menge, daß sie sich sogar auf der Oberfläche des Erdreichs verbreiten. Das Eisen, welches sie geben, ist sehr zähe, läßt sich unter dem Hammer sehr gut strecken, hat ein feines Korn, und einen Silberklang, dergestalt, daß man glauben möchte, es ließe sich vielleicht Silber daraus abscheiden. Die Neger verstehen die Kunst es zu schmelzen, und üben sie täglich aus.

Allein die Schätze dieses Landes bleiben demungeachtet größtentheils unter der Erde vergraben, weil die Neger unerfahrene und ungeschickte Arbeiter sind. Die Bergwerke sind tief, und müßten erst eröfnet werden; dagegen würde die Ausbeute die Arbeit reichlich vergelten, da schon der Schutt, wenn man ihn zweckmäßiger bearbeitet, allein hinreichend wäre, die Kosten zu erstatten und nebenher noch einen ansehnlichen Gewinn abzuwerfen.

Die Ergießungen schweflichter und guldischer Dämpfe müssen irgendwo ihren Ursprung haben, da sie so häufig angetroffen werden; und

wo anders wäre diese zu suchen, als in dem Lager von krystallinischem Marmor und gemischtem Lasurstein, worin das Gold eingeschlossen und zusammengedrückt ist, wo diese Dämpfe sich verdichten und in Aeste oder Aederchen bilden. Der Dampf, indem er seinen Weg beständig fortsetzt, und nur noch Letten findet, welcher ihn nicht verkörpern kann, zertheilt oder ergießt sich, und bildet den Goldstaub welcher in den oft erwähnten Schmirgein sehr häufig ist 7).

3ft

- 7) Die Metallerzeugung pflegen sich die Sachverständigen nach der gegenwärtigen Vervollkommenung der geologischen, metallurgischen, chemischen und physikalischen Wissenschaften freylich ganz anders zu erklären; allein an der Hypothese ist hier auch nichts gelegen, und in der Hauptsache, daß irgendwo in der Nähe dieser zusammen geschwemmten goldhaltigen Letten edle Erzgänge zu finden seyn müssen, hat unser Verfasser wohl unstreitig recht. Dem Naturforscher ist es jedoch erlaubt, wenn er diese unbetriebligen Nachrichten von der Orographie eines noch beinah unbekanntes Welttheils liest, zu bedauern, daß Leute, welche Muth genug besitzen, sich dort unter tausend Mühseligkeiten und Gefahren die Mittel zu einer künftigen bequemen Existenz erwerben zu wollen, nicht auch mit wissenschaftlichen Vorkenntnissen besser ausgerüstet sind, um theils ihren Endzweck besser und vollständiger zu erreichen, theils die Wissenschaft mit neuen Thatsachen zu bereichern, welche sicherlich wieder in anderen Gegenden anwendbar wären. Aber langsam reißt alles Gute, oder vielmehr, es scheint nur nebenher zu geschehen, wo
man

Ist es nicht Schade, daß ein in jeder Rücksicht so reiches Land noch unbenutzt da liegt? Es benutzen, wäre eine der schönsten, einträglichsten Unternehmungen, die man noch auf dem Erdboden ausführen könnte. Mit einer kleinen Summe Geldes, fünthundert Mann und wenig Geschütz wäre die Eroberung dieses reichen Landes leicht gemacht, zumal wenn man sich die Oberhäupter durch gütige Behandlung und Geschenke zu eigen machte. Für Lebensmittel brauchte man nicht zu sorgen, da die ersten Bedürfnisse überall im ganzen Lande im Ueberfluß befriedigt werden könnten. Ist es möglich, daß man sich mit einer so vortheilhaften Expedition, wobey man sogar nichts zu besorgen hat, nicht einmal beschäftigen sollte 8)?

6. Frucht:

man es nicht suchte, oft zu misslingen, wo man absichtlich darnach strebte; und nur zu deutlich liefert man in der Geschichte des Menschengeschlechts die Bestätigung des Satzes, daß Generationen auf Generationen folgen, nicht um einen gemeinschaftlichen Zweck der physischen und sittlichen Vervollkommnung und Glückseligkeit zu erzielen, sondern nur — um da gewesen zu seyn. F.

- 8) Es wird nicht überflüssig seyn, hier die Bemerkung, womit der Verfasser seinen ganzen Aufsatz beschließt, zu anticipiren. Er fühlt, daß eine solche Eroberung die Eingebornen nicht glücklicher machen würde. Ohne dieses Geständniß würde man ein Recht haben sich zu skandalisiren, daß noch am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts jemand ein Eroberungs-
- pro

6. Fruchtbarkeit des Landes Bambuf.

Die Goldgruben find nicht die einzigen Schätze von Bambuf. Einige übelberichtete Schriftfteller befchreiben es zwar als ein fo dürres Land, daß die dortigen Neger nicht einmal Stroh finden können, welches lang genug wäre, ihre Wohnungen zu decken. Allein dies ift fo wenig der Fall, daß vielmehr das ganze Land von einer großen Menge kleiner Flüffe durchfchnitten wird, deren jährliche Ueberfchwemmungen in der Regenzeit das Erdreich nezen, düngen, und hinlänglich anfeuchten, um Bente- und Kalebafenbäume, Tamarindenbäume, die fchönften Akazien, (épines) und verfchiedene andere Bäume beinah das ganze Jahr hindurch grünend zu erhalten. Es giebt hier Bäume, die von ungeheurer Größe find. Einige tragen Früchte, welche den Negern, die daran gewöhnt find, fehr gut fchmecken, von den Weiffen aber wegen ihrer übermäßigen Säure wenig geachtet werden.

Honig findet man in Ueberfluß, und fo gut als in irgend einer Gegend der ganzen Erde. Man geht zwar mit diefem vortreflichen Süß fehr fparsam um, und die Neger bringen es zum
Ver-

projekt fo dreift und ohne alle Entfchuldigung vorzutragen wagt. Oder ift es vielleicht noch das beffe daran, daß man es nicht einmal zu bemänteln fucht? F.

Verkauf; allein sobald man sich der Bienenzucht befeissen wollte würde man Honig in Menge für den Markt ziehen können. Die Neger stellen ihre Bienenkörbe auf Venten-, Zamarindens- oder Kalebassendäume; wenn sie voll sind, leeren sie sie aus, und erhalten einen sehr weissen Honig, welcher aber gar bald von der Hitze des Himmelsstrichs, oder bey ihrer schlechten Behandlungsort in Gährung geräth, gelb wird, und so voll Wachs ist, daß die Weissen, wenn sie davon genießen wollen, ihn erst durchsiehen müssen. Die Neger essen keinen Honig, sondern bereiten sich ein Getränk davon, welches sie Besdu nennen, und worauf sie sehr viel halten.

Um diesen Trank zu verfertigen, lassen sie ein wenig Hirse in einem großen Gefäß voll Wasser keimen. Diese Gefäße welche unseren irdenen Töpfen völlig ähnlich sind, heißen hier Kanary. Zu diesem Wasser mischen sie eine gehörige Quantität Honig, stellen es acht oder zehn Tage lang an die Sonne, und lassen es gähren. Dadurch wird es ein sehr starkes und berauschendes Getränk.

Die Neger sind außerordentliche Liebhaber von Milch, und sorgen auf alle Weise dafür, sich damit zu versehen. Sie ziehen eine unzählige Menge Ziegen, wenig Schaafe und sehr viel Kühe, welche sie mit großer Sorgfalt pflegen, weil sie in dem abergläubischen Wahne stehen, daß es ihnen Unglück bringen würde, wenn sie deren

deren eine vernachlässigten, und daß die übrigen sich darüber zu Tode grämen würden.

Die Landschaft ist mit vortreflicher Weide bedeckt, welche aus einem sehr zarten von dem Vieh begierig genossenen Grase besteht. Die Neger nehmen ihre Heerden nie zu sich in ihre Hütten, sondern versammeln sie in einen gemeinschaftlichen Pferch, der dem ganzen Dorfe gehört, und Korallje (corallé) genannt wird 9). Ein jeder hat das Recht hinein zu gehen, und seine Kühe zu melken. Die Butter, welche diese Leute schlagen ist vortreflich, und sie essen davon zu ihrem Reis und Sanglet. Bisweilen schmieren sie sich auch den ganzen Leib und das Haar damit, denn ihr größter Luxus besteht in dieser Besalbung von Haupt zu Füßen, wovon sie zwar sehr übel riechen, aber doch behaupten, daß sie ihnen Kräfte giebt.

Es wächst hier zu Lande eine Art Erbsen, welche von den Negern Gherteh genannt werden, und unsern Pistacien sehr ähnlich sind. Sie schmecken wie Haselnüsse, zumal wenn man sie zuvor im Ofen dörren läßt, damit sie ihr Del verlieren. Der Genuß dieser Erbsen vermehrt den Appetit. Sie wachsen unter der Erde, an der Wurzel, aus welcher oben ein sehr grünes,
uns

9) Dieses Wort scheint mit dem Hottentottischen Worte K r a a l einige Verwandtschaft zu verrathen.

unserm Klee ähnliches Blatt hervorsproßt 10). Die Neger essen von diesem Gemüse in sehr großer Menge; sie vermischen es mit ihrer Hirse, und schätzen es um so viel mehr, da es ihrer natürlichen Trägheit sehr zu statten kommt; denn einmal gesäet, kann man davon in drey aufeinander folgenden Jahren dreymal erndten, ohne die geringste Arbeit weiter daran zu verwenden. Man begreift leicht, wie unschätzbar dieses Naturgeschenk einem Volke seyn müsse, welches lieber am nothdürftigen Mangel leiden, als den Acker bestellen möchte, um im Ueberfluß zu leben. Außer dieser Gattung von Pistacien ähnlichen Erbsen, sammeln die Neger noch eine andere Art große schwarze runde Erbsen, die an Geschmack und Farbe den Sumpfbohnen ähnlich sind. Sie lassen sich, zumal mit Fleisch, sehr gut kochen, und sind leicht verdaulich.

Auch wächst dort eine Art weiße Bohnen, die vollkommen wie unsere weißen Weisbohnen oder Fasolen schmecken. Endlich giebt es noch Erbsen, welche unsern grünen Erbsen in allen Stücken ähnlich sind, außer daß ihre Farbe ins röthliche fällt.

Den Weizen und anderes Getraide, dessen wir uns in Europa zum Brodbacken bedienen, kennen die Neger nicht, allein ich zweifle keinesweges,

10) Vermuthlich ist diese Pflanze eine Glycine, wovon einige Gattungen unter der Erde ihre Hülsen verbeigen, oder eine Arachir. S.

weges, daß diese Getraidearten daselbst gut fortzukommen würden.

Es ist ungewiß, ob diese Völkerschaften das türkische Korn von uns, oder ob wir es von ihnen erhalten haben. Wie dem auch sey, sie bauen und erndten es in großer Menge, und bereiten daraus eine Art Kusku. Weit üblicher ist es indessen, sich die Mühe des Stampfens zu sparen, und es nur von der Hülse befreyt, und über dem Feuer geröstet, zu essen. Man nimmt es zu diesem Ende, ehe es noch vollkommen reif geworden ist, und bey den Negern wird es für eine Leckerey gehalten. Ihre gewöhnlichsten Speisen sind Kusku und Sanglet. Jenes bereiten sie aus Hirssemehl, von den Kleyen gesondert, und durchgeworfelt. Je feiner das Mehl, desto leckerer ist die Speise. Man mischt die Blätter des Kalebassen, oder Kürbisbaums darunter, welche zuvor zerstoßen werden, und indem man das Mehl immer umrührt, entstehen lauter kleine Körnchen daraus wie Sand; denn die beigemischten zerstoßenen Blätter sind sehr klebrig. In diesem Zustande nimmt man das Mehl, und feuchtet es mit Fleischbrühe an, und nachdem die Körner damit hinlänglich getränkt sind, mischt man Fleisch darunter, und ist das Gemisch anstatt des Brods. Einige Weissen ekelt es anfänglich vor dieser Speise; allein zuletzt gewöhnen sie sich daran, finden sie vortreflich, und genießen sie mit desto größerem Vortheil, da sie
sehr

sehr gesund und nahrhaft ist, nie Indigestion oder Blähungen verursacht, und daher sogar den Kranken gegeben wird.

Das Land Bambuk bringt zweyerley Hirse hervor; die Neger unterscheiden sie nur als große und kleine Hirse. Die erste Art ist dem Lande eigen, und ich habe sie sonst nirgends gesehen. Die zweite ist der Hirse ähnlich, womit wir unsere Vögel füttern. Von dieser Hirse hat man hler großen Ueberfluß, so trägt auch übrigens die Neger sind, die, wie ich schon bemerkt habe, nur so viel Erdreich bestellen, als ihnen nöthig dünkt, um nicht zu verhungern.

Der Theil der hiesigen Gegend, den ich bereiset und genau untersucht habe, soll vor jenen feindlichen Einfällen der Kaffonen, die das Land so oft verheert haben, noch ungleich schöner gewesen seyn. Man begreift daher nicht wohl, auf wessen Zeugniß die Reisebeschreiber ein so reiches, fruchtbares Land in eine öde, dürre Wüstenei verwandelt haben. Es ist aber auch kein Wunder, daß diese Gegend so fruchtbar ist. Unzählige kleine Flüsse durchströmen sie, wovon die meisten ihre Quellen im Lande selbst haben. Der Marigot von Rocheplatte (Felsenplatte) entspringt zum Beispiel auf dem Gipfel eines hohen Berges. Die Neger wissen auch die Ueberschwemmungen dieser Bäche zu benutzen; an Stellen, welcher der Ueberschwemmung am meisten ausgesetzt sind, säen sie Reis; der jenem,
wel-

welchen wir aus der Levante bekommen, an Schönheit nichts nachgiebt. Die Halme desselben sind, wie bereits erwähnt, durchgehends sechs Schuh höher als ein Reiter zu Pferde. Mit diesem Stroh decken die Neger ihre Hütten und flechten daraus Matten, welche zuweilen acht Fuß breit und dreißig bis fünf und dreißig Fuß lang sind. Jetzt urtheile man, ob ein Land, welches Bäume von erstaunender Größe, Gemüse von aller Art, den schönsten Reis und verschiedenes anderes Getraide hervorbringt, und allerley Vieh auf den prächtigsten Weiden ernährt, unfruchtbar genannt zu werden verdiente?

7. Sitten der Einwohner.

Die Mandingos, welche die Landschaft Bam-
 buf bewohnen, sind nicht aufgelegt, die große
 Fruchtbarkeit ihres reichen Bodens zu benutzen,
 und sorgen nur für die äußerste Nothdurft. Ru-
 he und Müßiggang ist ihr höchster Genuß. Es
 giebt fast gar keine Sklaven unter ihnen, wie-
 wohl sie solche zum Ackerbau und Bergbau sehr
 gut brauchen könnten. Sie verabscheuen aber
 die Sklaverey und sind vielleicht die einzigen Ne-
 ger, die einander nicht wegstehlen und verhan-
 deln. Ihre Könige dürfen in dem ganzen Um-
 fange

fange des Landes keinen zum Sklaven machen, und wenn sie deren haben, so sind es Neger von Bambaranna, die sie den Ghangarischen Kaufleuten abkaufen. Diese Kaufleute besuchen Bambuf, um sich nach dem Gambiastuß, oder auch nach Salam zu begeben. Der gewöhnliche Preis eines Sklaven sind zehn Drachmen Goldes.

Da das Land alles, was zum Lebensunterhalte nöthig ist hervorbringt, so ist der Handel der Bambufaner mit ihren Nachbarn sehr unbedeutend.

8. Religion in Bambuf.

Die Mandingos von Bambuf bekennen sich zur mahometanischen Religion, das heißt, sie kennen den Namen Mahometers, allein sie dulden keine Marabus oder Priester unter sich, und wissen nichts vom Gebet und Salam oder Gruß. Sie suchen sich auf keine Weise zu belehren; ja es scheint sogar, als vermieden sie die Gelegenheit etwas zu lernen.

Ihre einzige Leibesübung ist der Tanz, der bey ihnen in einer wilden, wüthenden Bewegung besteht, wozu vier oder fünf Trommeln einen verwirrten Lärm, jedoch einigermaßen nach dem Takte schlagen.

9. Beschneidungszeremonie.

Diese Negervölker, die sogar von der Religion unabhängig sind, unterwerfen sich nur der Beschneidung. Alle Kinder, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts werden beschnitten, um die Freiheit zu haben, heirathen zu dürfen. Es wäre nach ihren Begriffen ein großes Verbrechen, wenn ein junger Bursche oder ein Mädchen sich vor der Beschneidung wollüstigen Ausschweifungen überlasse; ich sage vorher; denn an und für sich scheint man es nicht für etwas schlimmes zu halten; vielmehr ist die Beschneidung gleichsam der Zeitpunkt, nach welchem sie sich ihren Lüsten hingeben dürfen, ohne Reue oder Vorwürfe zu befürchten. Die Ceremonie wird jährlich einmal vorgenommen; und mit den Knaben fängt man an. Anderwärts ist es immer ein Marabu, welcher die Operation verrichtet; da aber die Bambukaner weise genug sind, um keine Marabus zu halten, so hat der Meister eines jeden Dorfs die Ehre, diese priesterliche Handlung vorzunehmen.

Die Feyerlichkeit hebt mit einem gewaltigen Lärm von Trommeln und andern Instrumenten an. Der Meister des Dorfs kauft einen Ochsen und schlachtet ihn; das ganze Dorf speißt davon, und nach der Mahlzeit wird eine Art
von

von Procession vorgenommen. Die Musikanten gehen voran. Die Knaben und Mädchen folgen paarweis, und ihnen treten alle Einwohner des Dorfes nach, unter gräßlichem Geschrey. Sobald sie an den Orte angekommen sind, wo die Operation vor sich gehen soll, theilen sie sich in zwey Haufen, die Jungen auf einer, die Mädchen auf der andern Seite. Der Meister des Dorfes kommt jetzt mit dem Messer in der Hand zum Vorschein, um damit die Borhaut zu beschneiden. Die sämtlichen Borhäute werden sorgfältig aufbewahrt, und in ein Gefäß gethan, welches der Meister ehrerbietig vergräbt. Den Mädchen macht er ebenfalls einen kleinen Einschnitt, und vergräbt desgleichen den kleinen Theil, den er ihnen abschneidet.

Nach dieser Ceremonie, dürfen die Beschnittenen überall, nur nicht zu Hause, vierzig Tage lang, zu essen suchen. Während dieser Zeit treiben sie sich im Lande umher, und die Mädchen machen es nicht besser, jedoch ist es ihnen noch nicht erlaubt sich zu einander zu gesellen. Um allen Umgang zwischen beiderley Geschlechtern zu verhüten, müssen sie einige Reges, welche den Ruf als große Hygenmeister haben, und Mamajambos genannt werden, mit Zetten den ganzen Leib beschmierern, sich mit Laubwerk von Bäumen bedecken, und die Peitsche in der Hand, den Jungen und Mädchen nachlaufen.

So oft sie solche antreffen, verrichten sie ihr Amt nachdrücklichst, zur großen Zufriedenheit der Eltern, die sich angelegen seyn lassen, diese Masmajambos während der ganzen Enthaltungszeit ihrer Kinder recht gut zu pflegen und zu füttern.

10. Hochzeitsceremonie.

Die Bambukaner haben mehrere Weiber nach Maasgabe ihres Reichthums. Indessen braucht man eben nicht sehr begütert zu seyn, um heirathen zu können; es ist hinreichend, wenn der Meger für seine Braut ein Tuch, ein Halsband von Glasforallen, zwey Pataken (spanischen Pistolen) und einen Korb voll Hirse giebt. Um diesen gewöhnlichen Preis kann man sogar des Königs Tochter kaufen. Die Hochzeit ist mit feinen Feyerlichkeiten verknüpft, und man weiß sich dabey ohne Marabus gar gut zu behelfen. Das Wesentliche ist die Uebereinstimmung der contrahirenden Partheien und das Heirathsgeschenk. Sobald der Vertrag geschlossen ist, geht das Weib in die Hütte ihres Mannes, nimmt ein wenig Wasser, beugt sich, und schüttet es ihrem Manne über die Füße, welche sie sodann wieder abtrocknet. Dieses kleine Zeichen der Unterwürfigkeit ist die einzige Spur von Ceremonie

nie

nie, die hier zu Lande bey der Verehlichung üblich ist. Wer mehrere Frauen hat, hat auch mehrere abgefonderte Kammern, und damit die Eifersucht keinen Zwist unter ihnen stift, sorgt jede Frau nur für ihre eigenen Kinder. Sie lösen einander ab, und jede hat ihre Woche, wo sie ihrem Manne zu essen bereitet. Er isset zwar nicht mit ihnen, allein er besucht sie nach der Reihe, jede in ihrer Woche.

Es ist eine Klugheitsregel der Männer, keiner von ihren Frauen einen Vorzug einzuräumen. Wenn sie ihnen Geschenke machen, so theilen sie solche in gleiche Theile, und geben nie einer Frau, ohne zugleich den andern auch zu geben. Eine jede Frau genießt ihr Eigenthum für sich. Die arbeitsamste ist die reichste; die geschickteste bey der Goldwäsche besitzt das meiste Gold, doch darf die Reiche keinen größern Prunk damit machen, als die andern; das leidet der Mann nicht; es steht ihr aber frey, sich und ihren Kindern mit ihrer Habe gütlich zu thun.

Die Frauen und Mädchen in Bambuf ergeben sich dem ersten besten um gar geringen Lohn; die Mädchen entehrt ein solcher Umgang nicht. Die Untreue der Frauen fällt auf den Mann zurück; will er sie rächen, so kann er seine Frau verstoßen, jedoch muß er die Kinder behalten. Er darf auch im Bentabe seine Klage

anbringen, und die Versammlung pflegt dann wohl zu beschließen, daß der Ehebrecher dem beleidigten Mann einen Ochsen bezahlen, oder zum Reuen dieses letztern ausgebüßet werden soll. Anders wird der Ehebruch hier nicht bestraft, und diese Strafe hindert die Frau nicht, sogleich wieder einen andern, und vielleicht weniger strenge Mann zu bekommen.

II. Charakter und anderweitige Sitten.

Die Bambufaner sind nichts weniger als kriegerisch; ehe sie sich zur Wehre setzen, verlassen sie lieber ihr Land und alle ihre Habe; sie müssen aufs äußerste getrieben seyn, wenn sie zu den Waffen greifen. Statt alles Beweises, darf man nur ihren Krieg mit den Kassonen anführen, der schon so lange fortbauert. Dieses Volk macht jährlich mit vier oder fünfhundert Mann einen Einfall in Bambuf, plündert und verwüstet alles mit Feuer beynah ohne den geringsten Widerstand. Bey dem ersten Lärm, daß die Feinde im Anmarsch sind, ziehen sich die friedfertigen Bambufaner in die Felsen von Tambaur zurück, welche nur denen, die das Land genau kennen, zugänglich sind. Die Kassonen sind gleichwohl eben so bewafnet, wie die Bambufaner

ner

ner, nämlich mit vergifteten Pfeilen, wozu sie sich des Saftes einer Art Eisenhütlein bedienen, das im Lande sehr häufig wächst. Der Pfeil ist ein Schaft von Rohr, an dessen einem Ende ein eiserner Widerhafen befestigt wird. Gefiederte Pfeile kennt man hier nicht, und der Bogen wird anders als anderwärts gehalten, nämlich so, daß ein Ende desselben auf der Erde ruht, während, daß man mit der Hand in die Mitte greift 11).

Mit diesen und keinen andern Waffen versammeln sie sich jährlich, während der Regenzeit in großen Haufen, um gegen die wilden Schweine und die Kob- Antilopen, die ihre Felder verheeren, auf die Jagd zu gehen. Diese Thiere widersezen sich ihnen nicht, und die Neger sind überaus geschickt sie zu erlegen, ob sie gleich diese Geschicklichkeit gegen ihre Feinde nicht ausüben. Wenn diese erscheinen, wissen sie sich nicht anders, als durch die Flucht zu retten. Was hätten also wohl fünf bis sechshundert wohlbewafnete Weisse mit etlichen Drehbassen und Stückgranaten zu besorgen? Sie würden das ganze Land unterjochen ohne einen Menschen zu verwunden.

Die

11) Einige Völker in den Südseeinseln halten ihren Bogen auf eben diese Art; er muß zu dem Ende etwas lang seyn, weil der Schütze sonst niederknien müßte, um den Pfeil abzurücken. F.

Die mechanischen Künste stehen bey den Bambukanern in keinem höhern Ansehen, als die kriegerischen Solente. Sie kennen daher nur zweyerley Handwerker, den Schmied und den Sapater. Der Schmied verarbeitet das Eisen mitweis eines einzigen Hammers und eines Blasfebalgs. Mit Hülfe dieser Werkzeuge verfertigt er Messer in Gestalt eines Dolchs, und Ghialos, Beile, auch Instrumente das Erdreich zu krahen. Ich sage mit Vorbedacht, das Erdreich zu krahen, denn diese Instrumente sind so schwach, daß sie nicht zwey Fingerbreit in die Erde dringen. Man stelle sich vor, was der Ertrag des Erdreichs seyn würde, wenn man es gehörig bestellte.

Der Sapater 12) ist ein Lederarbeiter. Er bereitet es in faulichten Wasser, welches vermittelst der Frucht eines Baums, dessen Namen mir entfallen ist, roth gefärbt wird. Derselbe Handwerker verfertigt auch für Männer und Weiber gewisse Zierrathen, welche Gri: gri heißen, und die Kraft besitzen sollen, bald gewisse

12) Dies ist ein ursprünglich portugiesisches Wort, und erst seit der Epoche der berühmten portugiesischen Eroberungen in einem großen Theil von Asien und dessen Inseln, wie in Afrika und Amerika gangbar. Solche Züge erweisen schon allein, welche eine große Rolle die Portugiesen einst außerhalb Europa spielten. Anm. d. Verf.

wisse Krankheiten zu heilen, bald gegen die Thiere unverwundbar zu machen, bald die Zukunft zu offenbaren. Der Uberglaube geht in diesem Stück so weit, daß sie es für das aller größte Unglück halten, was ihnen widerfahren kann, ihren Origri zu verlieren, oder auch nur ihn verachtet zu sehen. In Absicht der Weissen hält jedoch ihr Glaube keinen Stich; denn sie erkennen uns für größere Hexenmeister, und versichern, daß es nur bey uns stehe, ihren Origri so zu bezaubern, daß unsere Feinde sich vor unsern Kanonen, Granaten und Säbeln nicht retten können.

Nichts erschreckt sie so sehr, als unser Geschütz; bey dem bloßen Knall entfliehen sie schon mit allen Zeichen der äußersten Furcht. Da sie nicht wissen, wie man sich dessen bedient, und gleichwohl die furchtbare Wirkung desselben kennen, so glauben sie, daß die Kanonen nicht bloß eine Art Kriegesinstrumente, sondern vielmehr Maschinen sind, womit man Felsen zersprengen, ganze Wälder niederstrecken, und Elephanten schießen kann. Was für eine Wirkung würden nicht einige Bomben oder das Aufstiegen einer Mine auf sie thun?

Bey so tiefer Unwissenheit bemerkt man mit Rührung, daß dieses gute Volk tugendhafte Sitten hat, und die Pflichten des geselligen Lebens

bens mit Strenge erfüllt. Sie glauben, daß Mahomet die Guten nach ihrem Tode belohnt, wiewohl sie weit entfernt sind, ihren Propheten für einen Gott zu halten, sondern ihn nur für den vertrautesten Freund des Höchsten ausgeben. Oft wiederholen sie, daß sie andern nicht thun sollen, was sie nicht wollen, daß ihnen geschehe. Sie verabscheuen alles Fluchen und Schwören, und ihre Sanftheit macht sie liebenswürdig. Vor allem aber bewundert man ihre Liebe und Ehrerbietung für die Gastfreundschaft, die sie keinem versagen. Ein Neger leidet niemals Mangel an dem Nothwendigen. Ist er nackt, so giebt man ihm etwas zur Bedeckung, und von seinen Landsleuten ist keiner, der ihm Lebensmittel versagte. Auf Reisen geht er in das erste Haus, das ihm vorkommt, grüßt den Eigenthümer und setzt sich hin, um mit ihm zu essen. Nach geendigter Mahlzeit, spricht er seinen Wirth, der ihn jederzeit freundlichst aufnimmt, mit folgenden Worten an: Bissimaläh, läh, inlaläh, anearada, suaräläh, das heißt: Bruder, ich danke dir, Mahomet wird dich segnen. Mit Hülfe dieser Formel kann ein Reisender ein großes Land durchstreifen, ohne je an etwas Mangel zu leiden.

Unabhängigkeit, Trägheit und besonders ihr Mißtrauen gegen die Weißen sind zuweilen Schuld, daß sie diesen letztern etwas entwen-

den,

den, ohne einen solchen Diebstahl für etwas schlimmeres als eine Probe ihrer Gewandtheit zu halten. Wenn sie einem Weissen etwas gestohlen haben, pflegen sie zu sagen, sie hätten es gewonnen, und behaupten, daß diese Art des Erwerbs völlig rechtmäßig ist, dergestalt, daß es schwer hält, sie zur Wiedererstattung zu bewegen.

Ihr Zeitvertreib besteht im Rauchen, Tanz, und Geschichtchen erzählen unter dem Bentsaba. Dieses Erzählen ist ihre höchste Freude.

12. Handel in Bambuk.

Vor den wiederholten Ueberfällen der Kassonen trieben die Bambukaner einen starken Handel mit Vieh und mit Golde, nach Salam und Gambien. Allein seitdem die Kassonen ihr Land verheeren, wagen sie es fast nicht mehr mit ihren Golde, ihren Ochsen, ihren Ziegen außer Landes zu reisen. Immer befürchten sie einigen Kassonen zu begegnen, die sie unfehlbar ausplündern würden, und um sich gegen diese Räuber zu schützen, wünschen sie sich eifrig den Beystand der Weissen und ihres Geschützes.

Der ganze Handel ist gegenwärtig auf zwey Artikel eingeschränkt; baumwollene Tücher (pagnes)

gnes) und Salz, sind die einzigen Waaren, welche man hier zu Lande begierig abnimmt. In den Gegenden, wo die Neger Gold waschen, verkaufen sie einander alles für Gold; in den übrigen Bezirken handelt man um Glasforallen.

So schlechte Bergleute die Bambufaner sind, so viel Zeit und Mühe sie bey der Wäsche verlieren, und so gering ihre Ausbeute an Golde ist, so beträchtlich ist dennoch ihr Handel mit diesem Metall. Alles Gold, welches man tiefer hinab gegen die Mündung des Gambia eintauschen kann, wird von Bambuf dorthin gebracht. Die Shiangarischen Kaufleute haben diesen Handel in Händen, und geben den Bambufanern zum Tausch die Baumwollentücher vom Gambia, zuweilen etwas Schießpulver, und noch seltener Glasforallen. Sey es Eigensinn, oder Klugheit, die Bambufaner lieben ihr Gold so sehr, daß sie es nicht gern verhandeln. Unsere Glasforallen haben zwar in ihren Augen einen vorzüglichen Reiz; allein demungeachtet geben sie nie Gold, sondern nur Lebensmittel dafür. Das Gold verkaufen sie nur um Platten von gearbeiteten Silber, um schwarze Leinwand und Tücher von Senegal, welche bey ihnen in hohem Werthe stehen.

Jährlich kommen die Bondus, nachdem die Wäscharbeiten vollendet sind; denn sie haben den Tücherhandel fast ausschliessend in Händen. Sie bauen

bauen nämlich in ihrem Lande eine große Menge Baumwolle, verarbeiten sie während der Regenzeit, und verkaufen denn die Tücher in Bambuk. Sie bringen zweyerley Tücher; eine Sorte besteht aus sieben Bahnen oder Blatt, von viertelhalb Ellen lang, und einen halben Schuh breit; diese verkaufen sie den Weibern um ein Quent Gold das Stück. Ein solches Tuch dient den Weibern zur Kleidung, und geht ihnen vom Bauch hinabwärts. Eine andere gröbere Sorte ist zum Gebrauch der Männer bestimmt. Für achtzehn Grän Goldes giebt ihnen der Kaufmann fünf Bahnen Tuch, wovon jede Bahn oder das Blatt drey Ellen lang und fünf Zoll breit ist.

Bei dem hohen Werthe, den diese Neger auf das Gold setzen, bei dem großen Vorzug, den sie ihm vor allen unsern Kaufmannsgütern geben, ist es kein Wunder, daß ihre Weiber die Zierrathen, die sie nicht anders als gegen Gold eintauschen können, höchst sorgfältig aufbewahren. Diese Zierrathen sind viereckte, aus zwey Stücken bestehen Silberplatten, und einige lange Korallenschnüre.

Was noch jährlich an Golde im Lande bleibt, nachdem sich die Einwohner mit Tüchern und Weiberschmuck versehen haben, wird von den Mohren gegen Salz eingetauscht, welches sie nach Salam führen, und welches die Bambukaner übermäßig lieben.

Ich kann den Leser versichern, daß dieser Aufsatz einen wichtiaen Begrif vom Lande Bambuk giebt. Dieses schöne Land verdiente allerdings die Aufmerksamkeit des Politikers; nur eine Betrachtung stellt sich dem Gefühlvollen Manne entgegen, wenn er auf die Eroberung desselben sinnt. Ihr ehrlichen Bambukaner: wir würden euch bald mit dem Unglück bekannt machen; und bald würden wir alle unsere Lasten an die Stelle eurer rührenden Tugenden setzen.
